

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 239.

Mittwoch, 13. Oktober.

1915.

(18. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

(Nachdruck verboten.)

Roman von Otto Elster.

In Haus und Hof herrschte jetzt tiefe Stille. Die Diensthboten sahen zusammengekauert in der Küche und wagten sich nicht aus dem Hause. Frau Schäffer war bei den geängstigten Frauen und Kindern, und Herr Schäffer ging auf der Veranda auf und nieder, auf den fernem Lärm horchend, der ab und zu unten im Dorfe stets wieder aufflackerte. Herr Krause hatte die Männer, die zur Verteidigung entschlossen waren, an dem Palisadenzaun des Gehöftes verteilt; er selbst stand am Tore, um die Bewegungen der Gegner zu beobachten. Das Feuer im Dorfe war fast erloschen; wie ein glühender Trümmerhaufen lag die Faktorei da, aus dem zuweilen kleine Flämmchen aufzuckten. Die Empörer hatten sich auf dem Marktplatz gelagert, wo sie eine Veratung abzuhalten schienen.

Angestrengt lauschte Krause in die Nacht hinaus. Seine Rechte umkrampfte fest das Repetiergewehr und ingrinnig murmelte er zwischen den Zähnen: „Wenn ich nur ein Duzend unserer braven Blaujaden hier hätte, dann wollte ich die feige Bande da unten zum Teufel jagen . . .“

Räthe stützte den Kopf in die Hand; sie war nicht mutlos und fürchtete sich nicht, dennoch durchzogen ernste und traurige Gedanken ihre Seele. Unwillkürlich schweiften ihre Gedanken zur Heimat, nach dem deutschen Vaterlande, das jetzt so fern, so fern war. Sie sah ihre Mutter in der trauten Stube, inmitten der alten Möbel, die sie einst mit in die Ehe gebracht, beim Scheine der Lampe mit einer Handarbeit beschäftigt, oder ein gutes Buch lesend, und im Geiste sah sie Kurt, ihren Bruder-Deutnant, mit fröhlichem Gruß eintreten, der Mutter, wie stets, ein kleines Beilchensträußchen überreichen und ihr die weiße, schon etwas alterswelke Hand küssen. Und dann kam Anna, die langjährige Dienlerin, mit dem Abendessen herein, und Mutter und Sohn saßen fröhlich plaudernd bei einer Tasse Tee und kaltem Aufschnitt.

Wenn sie doch jetzt bei ihnen sitzen könnte! Räthe senkte leise auf. Den stillen Frieden der Heimat hatte sie nie so tief empfunden, als in dieser Nacht, wo wilder Aufruhr sie umdrohte, wo sie einsam wachte am Lager des wunden Bruders. Sie hatte wohl gar ein wenig spöttisch gelächelt über die Enge ihrer Umgebung, aus der sie sich heimlich fortgeschönt, hinaus in die Wunder einer schönen, reichen, fremden Welt. Der Aufenthalt in Radowitz hatte diese ihre Sehnsucht noch verstärkt. Dort war sie umgeben von allen Gütern des Reichthums, das Leben wurde im großem Stil geführt, und heimlich regte sich in ihr der Wunsch, ein gleiches Leben führen zu können. Und dann trat ihr der Mann nahe, der ihr dieses reiche, schöne Leben bieten konnte! Seinem Zauber war sie fast erlegen und heimlich hoffte sie, daß er kommen würde, um sie zu werben. Aber er hatte sie abreisen lassen und das entscheidende Wort war nicht gesprochen. Im Gegentheil hatte ihr Frau von Haidebrink zu verstehen gegeben, daß er viel zu stolz und hochmütig sei, um sie, die Tochter aus einfach bürger-

lichen Verhältnissen, zu seiner Gattin zu machen. Das wedte in ihrem Herzen auch den Stolz, und wenn er jetzt käme, um sie zu werben, sie würde ihn voll Stolz zurückweisen. Schmeichelnd, süßbetörend nahte sich ihrem Herzen ja eine andere Liebe — sie brauchte nur die Hand auszustrecken und Horst von Haidebrink lag zu ihren Füßen. Und diese Liebe war viel süßer, viel tiefer und ehrlicher, als die jenes anderen, so stolzen Mannes. Fast wäre sie bei ihrem letzten Zusammensein dieser schmeichlerischen Liebe erlegen — aber da tauchte das stolze Gesicht seiner Mutter vor ihr auf, da hörte sie wieder deren hochmütige Worte, und sie schreckte zurück vor einer Liebe, die mit der Demütigung ihres eigenen Stolzes verbunden war.

Sie richtete sich straff empor. Nein, lieber von den Gefahren dieser fremden, fernen Welt umgeben sein, als daheim in engen Verhältnissen leben oder ein feineres, reicheres Leben durch Demütigung ihres ganzen Wesens erkaufen.

Plötzlich schreckte sie auf — draußen fielen einige Schüsse, denen lautes Geschrei folgte. Dann wieder lautlose Stille.

Sie trat an das Fenster. Aber wie ein tiefschwarzer Mantel hing die Nacht vor dem Fenster, das auf den hinteren Garten hinausging. Sie sah und hörte nichts; nur ein leises, dumpfes Rauschen der Bäume, deren Kronen sich im Nachtwinde wiegten, drang an ihr Ohr.

Ihr Herz pochte jetzt doch lebhafter in geheimer Furcht. Wie, wenn die toll erragte Menge die Mission überrumpelte und wie die wilde, vom Sturm gepeitschte Flut das Gehöft überschwemmte?! Sie hatte von der Grausamkeit der Empörer gehört; sie hatte gesehen, wie die Weiber und Kinder zitternd und angstvoll zu der Mission geflüchtet waren und sich zusammengedrängten wie eine von Wölfen gehekte Herde. Sie hatte die Männer gesehen, die aus tiefen Wunden bluteten — ihr eigener Bruder lag schwer verwundet da — was würde ihr Schicksal sein, wenn diese Horde grausamer Menschen hier hereinbräche?

Sie schauderte leicht zusammen, sie vermochte es in dem einsamen, totenstillen Zimmer nicht mehr auszuhalten und trat auf die Veranda hinaus.

Vor der Station hatte sich inzwischen eine erregte Szene aufgespielt. Als alles draußen still geblieben war, trat Doktor Schäffer zu Herrn Krause, der noch immer am Tore Wache hielt.

„Ich glaube“, sagte er leise, „daß wir diese Nacht unbeschädigt bleiben. Morgen früh können wir aber schon Hilfe erwarten.“

„Trauen Sie den Galunken nicht zu sehr, Doktor“, knurrte der Faktoreileiter. „Diese Stille gefällt mir im Gegentheil nicht im geringsten. Wer weiß, was die Kerle im Schilde führen. Wenn man nur sehen könnte, aber diese Dunkelheit ist ja undurchdringlich . . .“

„Soll ich einmal einige Leuchtraketen anbrennen?“ fragte Schäffer. „Ich besitze noch einige.“

„Das ist gut. Dann merken sie wenigstens, daß wir auf dem Posten sind.“

Nach einigen Minuten stieg zischend eine Rakete in die dunkle Luft, zerplatzte mit leisem Knall in der Höhe und warf ein blendendes Licht auf das dunkle Vor-
gelände.

Ein wildes Gefächel begrüßte diese überraschende Auferscheinung. Dunkle Gestalten sprangen auf und suchten sich hinter den Büschen zu verbergen.

„Da haben Sie's“, sagte Krause ingrimmig lachend. „Die Kerle haben sich in der Dunkelheit herangeschlichen. Aber da, den langen Burschen werde ich mal aufs Korn nehmen.“

Seine Büchse frachte und mit einem lauten Schrei stürzte der Chineser, der sich bis auf wenige Schritte dem Tore genähert hatte, zusammen.

Mit langen Sähen flohen die anderen den Berg hinunter.

„Schicken Sie nicht mehr“, bat Doktor Schäffer.

Aber die Büchse Krauses frachte noch einige Male, er konnte jedoch nicht erkennen, ob er jemanden getroffen hatte.

„Das ist schrecklich“, sagte Schäffer leise.

„Nach dieser Lektion werden sie uns wohl für diese Nacht in Ruhe lassen“, meinte Krause finster, indem er seine Büchse mit neuen Patronen versah.

„Wo ist denn das Motorboot geblieben?“ fragte Doktor Schäffer. „Wenn wir es erreichen könnten, würden wir gerettet sein. Oder haben es die Rebellen auch zerstört?“

„Nein — der Maschinist hat sich frühzeitig genug aus dem Staube gemacht. Vielleicht ist er zur nächsten Stadt gefahren, um Hilfe herbeizuholen.“

„Das wäre ein kluger Gedanke! Der Gouverneur von Hankou, der nächsten größeren Stadt, muß uns ja Hilfe schicken.“

„Trau einer diesen chinesischen Mandarinen! Vielleicht steckt der Gouverneur mit den Rebellen unter einer Decke. Aber der Maschinist hätte nach Schanghai telegraphieren können, um von dort her Hilfe herbeizumüssen. Es liegt ja ein deutsches Kriegsschiff dort vor Anker, wie mir Herr Schuhmacher sagte.“

„Es kann ja doch nicht den Fluß bis hier herauf fahren.“

„Aber es kann eine Schaluppe schicken!“

„Das wäre freilich das Beste . . .“

Räthe hörte das Gespräch der beiden Männer, und ihre Gedanken schweiften zurück zu dem festlichen Abend, an dem sie Horst von Sadebrink wieder gesehen hatte. Eine seltsame Ruhe der Zuversicht kam über sie; er, der mutige, feste Seeoffizier, er wird auch aus dieser Not und Gefahr retten, so sprach eine Stimme in ihr und erfüllte auch ihre Seele mit neuem Mut. Ruhig und gefaßt kehrte sie an das Lager ihres verwundeten Bruders zurück, der noch immer in tiefem, wenn auch unruhigen Schlummer lag.

Der Faktoreileiter hatte recht. Die Empörer wagten in dieser Nacht keinen zweiten Angriff mehr. Tiefe Ruhe umgab die Missionsstation, nur zuweilen tönten einzelne wilde Schreie vom Dorfe herauf, waren es Ausrufungen der Wut, der Kampfeslust der Rebellen? Oder Hilferufe der armen zurückgebliebenen Dorfbewohner, die sich nicht in die Mission hatten retten können, und deren Häuser nun von der wilden, zügellosen Horde geplündert und zerstört wurden? Welch schreckliche Szenen mochten sich da unten im Dunkel der Nacht abspielen? Doktor Schäffer hatte vor Jahren die Schrecken des sogenannten Boxer-Aufstandes miterlebt, er kannte die Grausamkeit der fanatisch erregten Menge und schauderte bei dem Gedanken, daß sich jetzt die Schrecknisse jenes furchtbaren Aufstandes wiederholen könnten. Mit angstvoller Spannung lauschte er auf die Schreie, die jedoch nach und nach verstummten und einer tiefen, fast unheimlichen Stille Platz machten.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Hindenburgs Fahnen.

Von Franz Joseph Meyer.

Der Sanitätshund als Retter.

Erst gegen elf Uhr nachts kam in unser Quartier in Sowa die Meldung, daß voraussichtlich auch mehrere Hunderte zum Absuchen des Sturmgebietes der vorvergangenen Nacht am jenseitigen Narewufer nach Verwundeten notwendig seien, und mit größtmöglicher Eile wurde dem Befehl stattgegeben.

In tiefster Dunkelheit liegt das langgestreckte Dorf. Nur aus dem Verbandzelt, wo unsere Ärzte alle Hände voll zu tun haben, kommt — nach des Feindes Seite zu abgeblendet — heller Lichtschein und hin und wieder blüht für einen Augenblick eine elektrische Taschenlampe in einigen Wohnhäusern und Scheunen auf, durch deren Bretterwände der Nachtwind pfeift. Dort ruhen die vom Schlachtfeld hereingebrachten, des Abtransportes ins Feldlazarett harrenden Verwundeten. Einer neben dem anderen. Auf wenig Stroh, den gepackten Tornister als Kopfkissen. Glücklicherweise, dem eine Tragbahre überlassen werden konnte. Ein einziges großes Stöhnen quält sich durch Strohhaufen, Blut- und Verbandszeuggeruch. Aber dieses Stöhnen fühlt man mehr als man es hört. Sie sind fast alle Felden im wahren Sinn des Wortes, die Braven, die Trümmen, halb zugebedet oder gar nicht, die Zähne zusammenbeißen, damit ihr Schmerzensschrei dem Kameraden daneben das letzte bißchen Kraft nicht raube. Mehr als die Wunde wühlt manchem der Durst in den Eingeweiden und doch darf gerade diesen der heißersehnte Schluck Wasser nicht gereicht werden. Wie viele von ihnen, die als Sieger nach Hause zu kommen hofften, die Heimat wohl wiedersehen werden? Gott sei Dank, daß die Hoffnung erst mit dem Leben ihr Ende findet.

Doch fort mit diesen Gedanken! Denn die gleiche Hoffnung auf Rettung hegen ja die Kräfte der Armen, die Nichtgeborbenen, Vergessenen draußen auf der Wast, und deren Hoffnung ist es, die wir heute nacht mit Hilfe der treuen Sanitätshunde nicht zuschanden werden lassen dürfen. Nach wenigen hundert Metern nimmt uns prächtiger Kiefernwald auf, an dessen Rand, unaufhörlich feuernd, unsere schweren Batterien stehen. Der Wald selbst beherbergt unsere Infanteriereserven, die sich hier in Unterständen, einfachen Erdhöhlen oder Hütten so wohlthun, als es eben möglich ist, eingerichtet haben. Der breite Sandweg durch den Wald, den wir gehen, ist zerfahren durch Wagen und Geschütze, daß der Fuß tief einsinkt, dann ist er streckenweise so sumpfig, als ob er den schweren Feldstiefel für immer schlucken wollte. Hinter der in einem Unterstand gelegenen Verbandsstelle des . . . Regiments ist er vom Vormarsch der letzten Tage gezeichnet. Stiefel, Gewehre, Patronentaschen, Tornister, unglaubliche Mengen von Munition liegen umher. Dort steht der Fluß an ein braunes Zeltuch, das große, häßlich-rote Flecken aufweist. Draunter ruht kalt und steif ein junges Blut, das die Kugel schon traf, bevor er noch dem Feind ins Antlitz sehen konnte.

Näher kommen wir dem Narew. Die Stille wird unheimlicher. Der abflauende Geschützdonner und das „Peng! Peng!“ des Schützengenerals sind das einzige Leben. Einem zerbrochenen Bauernwagen, der bis zur Achse im Sumpfe steckt und wohl zum Transport Verwundeter gedient hat, gehen wir in weitem Bogen aus dem Weg. Dann schimmern die Wellen des Flusses im Lichte der zahlreich abgeschossenen Leuchtraketen vor uns, dumpf dröhnen die Wollen der Pontonbrücke unter unseren Tritten.

An der zweiten Stellung unserer Truppen macht unser Führer, Leutnant Gl., Halt, um uns die notwendigen Weisungen über die abzusuchende Strecke zu geben. Vor uns liegt ein flaches, mit Erlens- und Weidengebüsch bewachsenes Gelände, das zu einer schwachen Höhe, auf der Kiefernkräusen und Wacholder stehen, ansteigt. Jenseits derselben liegen in einer Mulde zahlreiche Kartoffelfelder mit hohem Pflanzengewuchs. Ich trete ins nächste Feld, rufe dem von der Leine gelösten Hund ein leises „Such vermind!“ zu und gehe selbst in der Richtung, die das Tier eingeschlagen hat, langsam, jede Deckung benutzend, vor; denn die feindliche Stellung ist unangenehm nahe, und das Singen der Russenfügel in den Büschen läßt keinen Augenblick nach. Doch die Krankenträger haben hier bereits ihre Pflicht getan. Den stillen Schlafenden, die überall in dem hohen Kraut noch einzeln, zu zweien, zu dreien liegen, kann keine menschliche Hand mehr helfen. Im

Hagen kommt „Tell“ von der ergebnislosen Suche zurück. Ich wende mich mehr nach rechts dem Rarew zu, um ein Stück Waldland, halbe Meter hohe Kiefern und stacheliges Wacholdergestrüpp, abzusuchen. Wieder ist der Schäferhund auf gegebenen Befehl lautlos in der Dunkelheit verschwunden. Nach einigen Schritten, mit denen ich ihm folge, liegt dicht am Waldbrand des Gehölzes ein toter Russe. Eine mächtige Gestalt. Die erdfarbene Uniform von oben bis unten beschmutzt, ein paar verkrampfte braune Hände, ein verärgertes Menschen Gesicht, weit geöffnete, doch schreckhaft leere Augen. Zwischen den schwarzen Wunden quillt dickes Blutgerinnsel. Der Tod ist ihm gnädig gewesen. Wer weiß, wo im weiten Reich des Gossudars ein Herz um ihn bangt, ein Herz, das jetzt noch hofft, noch lange hoffen wird, denn der Krieg dauert fort, und das Land ist groß. Und wenn er endlich, endlich nicht wiederkehrt, dann werden sie in der sibirischen Hütte oder im Kosakendorf am Don wissen, daß er tot ist. Wo sein Grab liegt, werden sie nie erfahren.

Ein leises Brechen trockener Zweige schreckt mich aus meinen Gedanken. „Tell“ kommt in rasender Eile zurück und sein freudiges Bedeln, während er an mir hochspringend die schweren Pranken gegen meine Brust drückt, gibt den sicheren Beweis, daß er gefunden hat. Rasch wird der Hund angeleint und auch ohne das Kommando „Sei schön!“ legt sich das brave Tier mächtig in den Riemen, so daß ich beide Fäuste zum Halten zu Hilfe nehmen muß. Etwa 100 bis 120 Meter weit geht die rasche Reise, dann hält der Hund neben einem ins Weidendickicht gedrückten menschlichen Körper; ein Kopf richtet sich auf und ein „Gott sei Dank!“ entringt sich dem blassen Lippenpaar des glücklich aufspürten Kameraden. Einen Schuß in den Unterschenkel hat er beim Sturm erlitten, dann versucht, sich die Wunde selbst zu verbinden, wobei ihm eine zwei Finger lange Arm zerschmetterte. Vielleicht kam sie aus der Tasche desselben Schüßens. Mit Mühe hat sich der Verwundete in das Weidendickicht geschleppt, hat zwei Tage lang in Sonnenhitze, zwei Tage lang in Kälte und Nässe gelegen, bis ihn der Hund jetzt gefunden hat. Ich laufe den Gefundenen mit einem Schluck kalten Tees aus der Feldflasche und hülle ihm den Kopf bequem auf den Tornister, indem ich rasch Träger mit einer Wache zu senden verspreche. „Tell“ ist kurz vorher wieder von der Dunkelheit verschlungen worden und bleibt merkwürdig lange aus. Leises Boden, selbst gedämpftes Mäusen ist vergeblich. Endlich kommt von irgendwoher ein kurzes Winseln. Gleichzeitig schiebt sich der Mond hinter dem Wolkenvorhang hervor, und auf weniger denn 60 Schritte zeigt sich mir ein herrliches Bild. Dort am Abhang steht „Tell“ und blickt unverwandt nach seinem Führer herüber, während ein verwundeter Krieger ihn am Halsband festhält, und ihn zum Lautgeben zu veranlassen sucht. Die Kenntnis der Aufgaben der Sanitätshunde ist leider bei unseren Truppen in viel zu geringem Maße verbreitet. Die meisten glauben, der Hund müsse beim aufgefundenen Verwundeten stehen bleiben und Laut geben, während der Deutsche Verein für Sanitätshunde — in erster Linie die Zentralstelle Oldenburg — diese früher gepflogene Praxis längst, weil viel zu gefährlich für Führer und Hund, abgeschafft hat und nur noch Hunde ins Feld schickt, welche stumm verweisen. Mit raschen Schritten bin ich auch bei diesem zweiten Aufgefundenen, der durch Schrapnellkugeln schwer am Oberschenkel und Kopf verletzt worden war. Ich muß mich wiederum auf eine Laune und das Versprechen beschränken, so rasch als möglich Hilfe zu senden. Es ist in der Tat dringend nötig, denn just der Ort des Schlachtfeldes, an dem er hilflos liegt, ist grauig. Hier hat der Tod im Versteck der Granaten ein grelles, hohles Lachen aufgeschlagen, mit ihm Menschengedächtnisse entsetzlich zerrissen. Wild pfeifend haben die Geschosse den Boden gewühlt, unter dem Senfengellingel der Maschinengewehre sind die Kämpfer in Reihen hingesunken. Zu Hause liegt sich das Sterben auf dem Felde der Ehre so einfach. Eine Kugel kam geflogen . . . Ja, wenn's immer damit aus wäre. Wer nur einmal über ein Schlachtfeld geschritten ist, der weiß, daß der Tod hier ganz anders kommt wie auf dem Theater, wo er meist unter Blumen in sorgsam abgestimmten Farben erfolgt, daß er sich nicht um Bühnengesetze kümmert und für Farben kein Gefühl hat.

Eine längere Weile hindurch bleib meine Suche ergebnislos. Dann findet der Hund zwei Verwundete zugleich, die sich in ein Granatloch geschleppt haben. Leider läßt der Zustand des einen, der einen häßlichen Schuß in den Unterleib erhalten hat, nur wenig Hoffnung auf Erhaltung des Lebens.

Der nächste, den „Tells“ seine Nase aufspürte, hatte keine allzu schweren Verletzungen, dafür aber lag er seit zwei Tagen bis über die Brust in einem Sumpfsloch und konnte vor Frost kaum noch ein Glied rühren. Schon will ich die Suche abbrechen, denn langsam verlöschen die Sterne, und im Osten färbt sich das Firmament bleigrau. Eine knappe Stunde aber muß ich noch gehen, ehe ich Hilfe für die Verwundeten finde. Dann reißt mich „Tell“ am Riemen scharf rechts ab vom Wege, wühlt an einem mächtigen Granattrichter mit Nase und Krallen und hat im Augenblick einen Körper freigelegt, der nur leicht zugebedet unter Sand und Erde gesteckt hatte. Der Verwundete ist ohne Bewußtsein, aber er atmet durchaus gleichmäßig. Nun im Lauffschritt zurück zum Truppenverbandesplatz, um Tragbahnen heranzuholen! Untertwegs treffe ich unseren Führer, Leutnant Bl., der für die rascheste Herbeischaffung der Geräte sorgt.

Die Bergung der draußen im Gelände Liegenden ist bei dem inzwischen erfolgten Anbruch des Tages kein leichtes Beginnen. Jede, auch die unscheinbarste Bedeckung muß von den Krankenträgern, denen ich den Weg weise, benutzt werden; denn die Russen haben ihre Infanteriefireer inzwischen verstärkt und auch ihre Artillerie schickt von Zeit zu Zeit Schrapnells herüber. Merkwürdigerweise werden wir gerade in nächster Nähe der russischen Gräben am wenigsten beschossen; kein Zweifel, daß die Russen das rote Kreuz der Sanitätsmannschaften erkannt und respektiert haben. Wir brachten sie alle glücklich zum Verbandesplatz. Leider war bei zweien alle ärztliche Kunst vergeblich. Am Nordausgang des Dorfes Etna liegen sie unter vier Linden mit einigen anderen Kameraden begraben. Von jenen aber, denen wir das Leben retten konnten, vergißt sicherlich keiner die Leistung des braven Sanitätshundes, haben sie doch schon einen Beweis ihrer Dankbarkeit dadurch gegeben, daß jeder vor dem Abtransport vom Hauptverbandesplatz unserer Kompanie nach dem Feldlazarett noch einmal den Augen Kopf des treuen Tieres, das sie aus Qual und Pein erlöste, zu lieblosen verlangte.

In der Morgenfrühe des sonnigen Tages bin ich heimgelangen, bin über die knisternde Stoppel geschritten, in der allerlei kleine Blumen blühten und an der bereits die Herbstfärbung im blauen Luftzuge flatterte, wo umherliegende Sprengstücke zackigen Eisens, Blindgänger aller Kaliber auf Schritt und Tritt an den Kampf und seine Schrecken erinnerten. Und dennoch freute ich mich heute doppelt der goldenen Blüten des Rainfarns, des stolzen Leimkrauts an den bunten Steinhäufen, der knallroten Blätter des hohen Ampfers, die so sonderbar im Winde hin und her wedelten. Denn mit mir schritt das Bewußtsein, mit Hilfe der klugen Hundeseelen an meiner Seite heute nacht einen Teil beigetragen zu haben, die Not dieses Weltkrieges zu lindern.

„Tell strahlt das Kreuz, das rote,
Und seines Segens Spur,
Auf der als Retter wandelt
Die stumme Kreatur!“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Einarmfibel. Als würdiges Dokument deutscher Erziehung ist vor kurzer Zeit im Verlage von Braun-Karlstrube ein Büchlein erschienen, das sich die Aufgabe stellt, allen denjenigen, die im Kriege einen Arm verloren haben, ein praktischer Ratgeber zu sein, die auftretenden Schwierigkeiten des täglichen Lebens zu überwinden. Es stellt die Anfangsgründe, das ABC, dar, die der Einarmmer wiedererlernen haben muß, ehe er den Kampf um das tägliche Brot aufnehmen kann. Mit Recht führt es daher den Titel „Einarmfibel“. Entstanden ist es in der bekannten Heidelberger Einarmfibel, herausgegeben von deren Leiter, einem „Alt-Einarm“, dem Privatdozenten Dr. Eberhard Freiherr v. Künzberg, im Verein mit den ebenfalls einarmigen Lehrern der Schule Fritz Büttner, Adolf Krumpholtz und Richard Kuppe. Auch außenstehende Einarmmer, wie der bekannte Graf Géza Blahy, haben mit Rat und Tat beigetragen. Die Fibel verliert sich nicht in theoretischen Erörterungen, sondern ist aus der Praxis für die Praxis geschrieben. Bei ihrem Studium wird der Eindruck zur Gewissheit, daß der Einarmige durchaus nicht gezwungen ist, sich in seinem ferneren Leben auf die Willkür und Gütsbereitschaft seiner Mitmenschen zu verlassen, sondern daß er durch

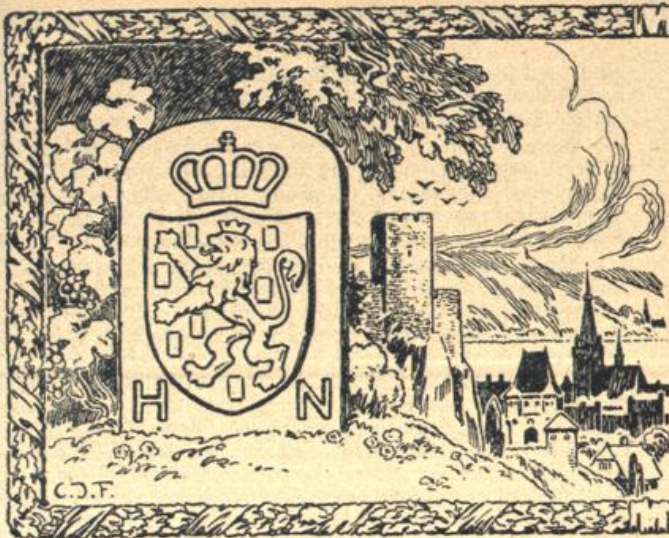
weg imstande ist, mit dem erhaltenen Arme die notwendigen Vorrichtungen zu beschaffen. Dabei ist es gleichgültig, ob der rechte oder linke Arm in Verlust geraten ist. Zunächst sind die persönlichen Bedürfnisse zu berücksichtigen: die Körperpflege, das Ankleiden, das Essen. Das Waschen des ganzen Körpers macht gar keine Schwierigkeiten, Rasieren kann sich der Einarmige nach einiger Übung. Auch das Schwimmen bleibt ihm nicht verfohlen, wenn er sich im Wasser etwas schräg legt. Beim Ankleiden überwindet der Einarmige die Schwierigkeiten des Stragenknopfes nicht schwerer als sein zweiarmer Bruder. Vehrreichte Bilder erläutern, wie man einen Rock anzieht, Schnürschuhe knüpft, einen Regenschirm aufspannt. Ja sogar bei dem Anlegen eines Selbstbinders gelingen dem Einarmigen gefällige Formen. Beim Essen gilt als einzige Schwierigkeit das Schneiden, aber auch nur da, wo der Ellenbogen fehlt. Denn man kann sich leicht gewöhnen, die Gabel mit dem Ellenbogen zu halten. Mehrere Wege gibt es, mit einem Arme Kartoffeln und Obst zu schälen. Eine der wichtigsten Vorrichtungen, welche die linke Hand lernen muß, ist das Schreiben. Im Anfang sind zwar Schwierigkeiten zu überwinden, aber nach einiger Übung geht es. Man lernt schnell und schön schreiben, wenn man auf die Haltung von Körper, Hand und Feder Gewicht legt. Die Stilschrift ist zwar bei den Linkshändern beliebter, aber auch die normale Schrägschrift von links nach rechts ist un schwer sich anzueignen. Auch kalligraphische Schriftarten gelingen nach einiger Übung. Wer Fertigkeit im Schreiben besitzt, sollte sich der Stenographie zuwenden. Wer diese beherrscht und sich weiter noch das Schreibmaschinen-schreiben angeeignet, dem eröffnen sich günstige Aussichten im Erwerbsleben. Zur Unterstützung der Arbeit erwünscht die Fabel noch zahlreiche Geräte, die eigens für die Bedürfnisse der Einarmigen konstruiert sind, so Spaten mit drehbarer Krücke, Pflanzensen, Pflanzschalen und dergleichen mehr. Zu alledem kommt noch ein Ersatzstück für das fehlende Glied, die Prothese. Bei ihrer Anfertigung sollte man aber lieber auf den schönen „Sonntagsarm“ verzichten, der mehr lästig als nützlich ist, und einen „Arbeitsarm“ wählen, der den lebendigen Arm wirklich unterstützt. Die Arbeitsarme sind nach dem Beruf verschieden. An sie lassen sich Stillschreiber, die für die jeweilige Tätigkeit sich eignen, anschließen. Für den Sonntag kann man an Stelle der Saken, Hoben, Klammern der Arbeitswoche die Sonntags-hand einstecken. Zum Schluß des Buches sind dann noch lesenswerte selbstbiographische Erzählungen, die von Einarmigen, wie Götz v. Berlichingen, Graf Bichy, Inspektor Salkert und den Lehrern der Heidelberger Schule stammen, wiedergegeben. Sie zeigen in vollster Deutlichkeit, wie wenig bei einiger Ausdauer der Einarmige hinter dem gefundenen Mitmenschen zurückzufallen braucht.

Kriegsaber Glaube in Frankreich und England. Der Krieg hat mit all seinen Nebenerscheinungen dem Aberglauben zahlreiche neue Anhänger zugeführt. Ganz besonders verbreitet und geschäftig sind die verschiedenartigen Kriegsamulette und Kriegstalismane bei den französischen und englischen Soldaten. Einige interessante Einzelheiten über den Aberglauben in den Armeen werden in einem Artikel der „Daily Mail“ berichtet: Noch niemals war die Herrschaft des Aberglaubens so stark verbreitet wie in diesem Krieg. Die vielbesprochene Erscheinung der Engel von Mons, die englische Soldaten vor einigen Monaten im Westen erblickt zu haben beschworen, ist ein typisches Beispiel für das durch die Kämpfe wachgerufene Trugspiel der Sinne. Auch innerhalb der französischen Armee war während dieses Krieges bereits mehrfach von übernatürlichen Erscheinungen die Rede. Eine alte, oft befolgte Tradition der Franzosen besteht in dem Brauch, daß jedesmal, bevor ein Regiment aus seinem Lager in die Feuerlinie ausrückt, die Regimentsmusik ein Stück aus der „Weißen Dame“ spielen muß. Die soll einer Anrufung Jeanne d'Arcs zum Schutz der Soldaten Ausdruck verleihen. Die Läden in London und Paris sind gegenwärtig mit den verschiedensten Amuletten und Talismanen angefüllt. Diese Gegenstände sind aus Holz, Metall oder Stein verfertigt, manche auch aus allen drei Materialien, und werden meist als Fingerringe, Armreifen, Ketten und Anhänger verkauft. Es gibt Steine und Hölzer, deren Berührung Glück bringen und vor Verwundung bewahren soll. Das in England populärste Holzamulett hat die Gestalt eines mit einer Akazi-Dienstmütze bekleideten Soldatenkopfes mit großen, weitgeöffneten Augen, die nach der Gefahr ausspähen und vor ihr warnen sollen. Bisher wurden 1½ Millionen dieser in Eichenholz geschnittenen Köpfe verkauft. Fast jedes Regiment, jedes Bataillon, jede Kompanie, überhaupt jede Einheit besitzt einen Talisman, der meist ins Feld mitge-

nommen, manchmal auch bloß in der Heimat als Wahrzeichen behütet wird. So gibt es Hunde, Katzen und Esel, die die einzelnen Transporte als auserwählter Talisman begleiten. Ein englisches Regiment besitzt sogar einen lebendigen Glücksbären. Auch in den russischen Armeen ist der Aberglaube von großer Bedeutung. So heißt es, daß die Vision eines weißen Reiters, die einzelnen Soldaten erscheinen soll, Glück in der Schlacht bedeutet.

Englisch, British, Anzac. In der englischen und französischen Presse ist ein philologischer Streit ausgebrochen, der bei aller Lächerlichkeit und anscheinend oberflächlichen Kleinlichkeit doch für gewisse Stimmungen und Spaltungen in England bezeichnend ist. Bei verschiedenen Anlässen nämlich, besonders gelegentlich einer Artikelserie in der Pariser Presse, die unter dem Titel „Die englische Kriegsleistung“ erschien, haben sich in Großbritannien Stimmen erhoben, die gegen die Bezeichnung „Englisch“ protestieren. In England selbst haben schon während der letzten Monate die meisten öffentlichen Redner das Wort English durch British ersetzt, um so die Königreiche England und Schottland unter eine Haube zu bringen. Ist so demnach eine Verletzung der etwas kühnen Schottländer durch die gemeinsame Bezeichnung mit „British“ beseitigt, so mangelt hierbei doch die Rücksichtnahme auf die womöglich noch kühleren Irländer. Das Wort „British“ mag wohl Engländer und Schottländer in sich schließen; aber der offizielle Titel des Königs lautet: König der Vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland. Es ergibt sich somit für die Berichterstatter, Journalisten und Politiker die Frage, wie sie das Volk und die Truppen des Inselreiches benennen sollen, ohne eine ganze Nationalitätsgruppe zu verletzen. Die Sache wird aber noch verwidelter durch die verschiedenen Kolonialregimenter, die besonders den Kern der Dardanellen-Expeditionstruppen bilden. Ebenso wie die Schottländer und Iren nicht als „Engländer“ bezeichnet werden wollen, sträuben auch die Australier, Neuseeländer usw. sich gegen die Bezeichnung „Englisch“. Diese Verlekllichkeit der Gemüter, die nicht gerade eine reiflose Einigkeit verrät, hat für die Dardanellentruppen den phonetisch nicht sehr schönen Sammelnamen „Anzac“ gezeugt, was Australia-New Zealand-Africa-Canada bedeutet. Aber auch hier erweist sich die patriotische Philosophie als unvollkommen. Schon melden sich die Irder, deren Anfangsbuchstabe in dem schönen Worte Anzac fehlt. Und die eifrigen Propagandisten der innerpolitischen Einigkeit haben bereits eine Umänderung in „Anzac“ oder „Anzac“ vorgeschlagen. Dieses komische Spiel ist, um einen Ausdruck des „Englischman“ Oscar Wilde zu gebrauchen, eine „heitere Komödie für seriöse Leute“. Denn das Sträuben der einzelnen Nationalitäten Großbritanniens, sich schlangene „Engländer“ nennen zu lassen, zeigt, daß der Kitt, der die Völker König Georgs miteinander verbinden soll, nicht allzu fest sitzt. Ein Volk, das aus „Englisch, Schottisch, British, Ir-ländisch, Anzac und Anzac“ besteht und bestehen will, kann wahrhaftig kein „einzig Volk von Vätern“ genannt werden.

An der serbischen Grenze. Die nachstehende Schilderung der Landsturmregimenter und der albanischen Rekruten, die innerhalb des serbischen Grenzgebietes lagern, findet sich in der „Gazette de Lausanne“. Die Soldaten des 3. Ban, die in den Grenzlagern untergebracht sind, entsprechen dem Begriff von Landsturmregimentern. Es sind die „alten Leute“, die nach den Militärvorschriften das 50. Lebensjahr nicht überschritten haben dürfen. Aber Serbien steht seit drei Jahren mit geringen Unterbrechungen unter Waffen, und die Militärlisten sind seit dem ersten Balkankriege keiner Neubearbeitung unterzogen worden. Daher sind die Männer, die im Jahre 1912 als 40jährige einberufen wurden, heute noch unter Waffen, trotzdem sie schon älter als 50 sind. Diese Leute tragen als einzige Abzeichen ihres Soldatenstandes das Gewehr und Bajonett. Neuerdings hat man die Angehörigen der an der Grenze stehenden Abteilungen auch mit Soldatenmützen versehen. Die Mehrzahl dieser Männer besteht aus Bauern und Familienvätern. Auch ihre Söhne stehen im Felde, und daher sind die Älter schon lange Zeit vernachlässigt. — Die albanischen Rekruten lagern in der Nähe des Landsturmes. Sie kommen aus den neu-serbischen Gebieten, und viele unter ihnen haben früher gegen Serbien gekämpft. Die serbisch-albanischen Soldaten sind in besondere, farbige Gruppen eingeteilt. Die Ausbildung der meisten Abteilungen ist noch unvollendet.



Nitt-Rassau

Blätter für nassauische Geschichte
und Kultur-Geschichte.

Monatliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 10.

19. Jahrgang.

1915.

(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Vom nassauischen Strafrecht.

Im Jahre 1849 wurde mit Zustimmung der Landstände ein neues Strafgesetzbuch für das Herzogtum Nassau erlassen, „um der Strafrechtspflege in Verbindung mit der Einführung des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens und der Schwurgerichte im Herzogtum eine den Zeitverhältnissen entsprechende Grundlage zu geben“. Die wichtigsten Strafarten, die das neue Gesetz festlegte, waren die folgenden: Lebenslängliches Zuchthaus; Zuchthaus auf bestimmte Zeit, jedoch nicht unter 2 Jahren und nicht über 18 Jahre; Dienstentsetzung, Korrekthaus, nicht unter 2 Monate und nicht über 10 Jahre; Dienstentlassung; Entziehung gewisser staatsbürgerlicher, bürgerlicher und Familien-Rechte, wenn diese Entziehung nicht schon als gesetzliche Folge einer Strafe eintrat; Entziehung öffentlicher Berechtigungen oder eines öffentlichen und selbständigen Gewerbebetriebs entweder für immer oder auf bestimmte Zeit, nicht unter 5 Monate und nicht über 5 Jahre; Suspension vom Dienst und Gehalt, nicht unter 7 Monate und nicht über 1 Jahr; bürgerliches Gefängnis nicht über 4 Wochen; Geldstrafe nicht unter 1 Gulden und nicht über 90 Gulden, insofern nicht bei einzelnen Vergehen eine höhere Geldstrafe bestimmt war; Konfiskation einzelner Gegenstände; gerichtlicher Verweis. Konnte eine Geldstrafe nicht beigetrieben werden, so trat an ihre Stelle Gefängnis oder Arbeit, und zwar wurde 1 Gulden Strafe zwanzig Stunden Gefängnis oder zwei Arbeitstagen gleich erachtet. Hatte eine gerichtlich als Verschwendet erklärte Person eine nach dem Gesetz mit einer Geldstrafe zu belegende Handlung begangen, so war von dem Gericht schon im Urteil die Geldstrafe in eine entsprechende Gefängnis- oder Arbeitsstrafe umzuwandeln. Zuchthaus, Korrekthaus und Gefängnisstrafen konnten durch Beschränkung der Kost auf Wasser und Brot verschärft werden. Diese Beschränkung durfte jedoch nur einen über den anderen Tag oder nacheinander nicht länger als 14 Tage stattfinden. Weitere Strafverschärfungsmaßregeln waren: Einzelhaft, die jedoch ununterbrochen nicht länger als 1 Monat dauern durfte; Dunkelarrest bis zu 4 Tagen ohne Unterbrechung. In besonders schweren Fällen konnten auch Kostbeschränkung und Einzelhaft oder Kostbeschränkung und Dunkelarrest gleichzeitig über einen Gefangenen verhängt werden. Bei lebenslänglicher Zuchthausstrafe trat nur dann eine Verschärfung der Strafe ein, wenn der Bestrafte bereits wegen eines Verbrechens zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt war und darauf ein neues Verbrechen beging.

Die Verurteilung zu Zuchthaus und Korrekthaus von einem Jahr und länger, sowie die Verurteilung zur Dienstentlassung wurde öffentlich bekannt gemacht, wenn das Gericht diese Bekanntmachung im öffentlichen Interesse oder zur Wiederherstellung der Ehre eines Beleidigten oder Unschuldigen für geboten erachtete.

Eine Bestrafung war u. a. ausgeschlossen: bei mangelhafter Zurechnungsfähigkeit; bei Kindern unter 14 Jahren; bei Taubstummten, wenn angenommen wurde, daß ihnen die Strafbarkeit ihrer Handlung und deren Folgen nicht bekannt war. Ein Minderjähriger, der das 14. Lebensjahr vollendet, das 17. aber noch nicht erreicht hatte, konnte, im Falle die Frage nach der Einsicht in die Strafbarkeit der ihm zur Last gelegten Handlung bejaht wurde, nicht zu den Höchststrafen verurteilt

werden; es traten vielmehr an die Stelle der lebenslänglichen Zuchthausstrafe 5 bis 10 Jahre Korrekthaus, an die Stelle von 5 bis 10 Jahren Zuchthaus 1 bis 5 Jahre Korrekthaus usw. Die Verjährungsfrist betrug: bei einer mit lebenslänglichem Zuchthaus bedrohten Strafe 20 Jahre; bei einer Strafe, die mit 1 Jahr Zucht- oder Korrekthaus bedroht war, 10 Jahre usw. Hochverrat wurde mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft, wenn es zu einem Angriff kam, wenn nicht, war auf 6 bis 12 Jahre Zuchthaus zu erkennen. Wer Staatsgrenzen verrückte oder Grenzzeichen vernichtete und veränderte, erhielt Korrekthaus bis zu 4 oder Zuchthaus bis zu 10 Jahren. „Wer außer den Fällen des Hochverrats die geheiligte Person des Herzogs tötlich beleidigte, wird bestraft: im Falle einer hierdurch zugefügten körperlichen Verletzung mit Zuchthaus nicht unter 10 Jahren oder unter erschwerenden Umständen mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe, in anderen Fällen mit Zuchthaus von 6 bis 12 Jahren.“ Wer den Herzog in dessen Gegenwart durch Rede, Schrift, Zeichen oder bildliche Darstellung beleidigte oder ihn mit tätlicher Beleidigung bedrohte, wurde mit Zuchthaus bis zu 6 Jahren bestraft. Öffentliche Beleidigung des Herzogs zog eine Korrekthausstrafe bis zu 3 Jahren nach sich.

Eltern oder Pflegeeltern oder Vormünder, die ihre Kinder oder ihre Pflegebefohlenen zu einer Ehe zwangen, waren mit Gefängnis zu bestrafen, wenn die Ehe deshalb von den zuständigen Behörden für ungültig erklärt worden war. Fabrikanten oder Handwerker, die, um die Obrigkeit oder ihre Arbeiter durch „gewisse Handlungen oder Bedingungen“ zu nötigen, die Einstellung ihrer Gewerbe miteinander verabredeten oder zu einer solchen Übereinkunft aufgefordert hatten, waren ebenso wie die Arbeiter, Gesellen und Lehrlinge verschiedener Fabrikanten und Meister, wenn sie sich der Obrigkeit und ihren Arbeitgebern gegenüber desselben Vergehens schuldig machten, mit Gefängnis von 5 Tagen bis zu 4 Wochen zu verurteilen. Die Anführer und Mädelstörer erhielten mindestens 4 Wochen Gefängnis.

Auf Falschmünzerei stand Zuchthaus bis zu 12 Jahren; handelte es sich um die Fälschung von Scheidemünzen, so trat Korrekthaus von 3 bis 6 Jahren ein. Meineid wurde mit Korrekthaus von 1 bis 3 Jahren oder Zuchthaus bis zu 5 Jahren bestraft; geschah der Meineid zu dem Zwecke, einen Angeschuldigten einer höheren Strafe zuzuführen, dann war auf 5 bis 10 Jahre Zuchthaus zu erkennen.

Die Todesstrafe wurde aus dem Zivilstrafrecht entfernt. Mord wurde mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft. Kindesmörderinnen erhielten 8 bis 12 Jahre Zuchthaus, wenn sie bereits vor der Entbindung entschlossen waren, das Kind zu töten. In allen übrigen Fällen war die Zuchthausstrafe auf 4 bis 8 Jahre zu bemessen. Vor allem war der Gemütszustand, in dem sich die Mutter zur Zeit der Tat befand, bei der Strafabmessung zu berücksichtigen.

Der Zweikampf wurde, wenn einer der Duellanten auf dem Kampfplatze blieb, mit 3 bis 6 Jahren Festung bestraft. War der Erfolg des Zweikampfes nur eine geringe Verletzung eines oder beider Gegner, so trat Festung von 3 Monaten bis 2 Jahren ein. Die Strafe war in jedem Fall um die Hälfte herabzusetzen, wenn einer der Duellanten dem Zweikampf, als dem vermeintlichen Ehrenrettungsmittel, nicht ausweichen konnte.

In dem ebenfalls im Jahre 1849 entstandenen Gesetz, „die Einführung des mündlichen und öffentlichen Strafverfahrens mit Schwurgerichten betreffend“, wurde bestimmt, daß im Beratungszimmer der Geschworenen an der zumeist in die Augen fallenden Stelle in großer Schrift folgende Anweisung und Ermahnung anzuhängen sei, die der Obmann vor der Beratung vorzulesen habe:

„Das Gesetz fordert von den Geschworenen keine Rechenschaft über die Gründe, durch welche sie sich überzeugt haben; es schreibt ihnen keine Regeln vor, von welchen die Selbständigkeit und Unabhängigkeit eines Beweises hauptsächlich abhängig sein soll. Es schreibt ihnen aber vor, aufs reiflichste und sorgfältigste bei sich zu überlegen und in dem Innersten ihres Gewissens zu prüfen, ob und inwieweit sie durch die wider den Angeklagten vorgebrachten Beweise und die Gründe seiner Verteidigung überzeugt worden sind. Das Gesetz sagt ihnen nicht: Ihr müßt jede Tatsache für wahr halten, die von dieser oder jener Zahl von Zeugen bestätigt wird.“ Es sagt ihnen ebensovienig: Ihr dürft keinen Beweis als hinreichend geführt ansehen, der nicht auf diesem oder jenem Protokolle, auf diesen oder jenen Urkunden, auf so und so viel Zeugen oder Anzeigen beruht.

Das Gesetz richtet an sie nur die einzige Frage, welche den ganzen Umfang ihrer Pflichten in sich schließt:

Seid ihr aufs Innigste überzeugt?

Sehr wesentlich ist es, nicht aus den Augen zu verlieren, daß die ganze Beratungsfrage der Geschworenen sich auf die an sie gerichteten Fragen beschränkt. Nur allein mit den in diesen Fragen enthaltenen Tatsachen haben sie sich zu befassen, und sie fehlen gegen ihre erste Pflicht, wenn sie auf die Bestimmungen der Strafgesetze Rücksicht nehmen und darnach die Folgen in Betracht ziehen, welche die von ihnen abzugebende Erklärung in Beziehung auf den Angeklagten haben möchte. Die Aufgabe der Geschworenen ist weder die Verfolgung, noch die Bestrafung der Verbrechen; sie sind nur berufen, zu entscheiden, ob der Angeklagte des Verbrechens, welches man ihm zur Last legt, schuldig sei oder nicht.“



Die Belagerung von Hattstein.

Im Herzen des taunidischen Bergwaldes, zwischen Reisenberg und Schmitten, liegt im versteckten Waldebunkel die Ruine Hattstein. Fast kann man die wenigen Reste von Mauern und Grundpfeilern kaum erkennen; Buschwerk und Schlingpflanzen, Baumwurz und Moose haben die Steine überwuchert und der Wanderer hat Mühe, sich im Geiste ein Bild davon zu machen, daß an dieser Stelle einst eine der größten und gefürchtetsten Raubritterburgen des alten Nassauer Landes gestanden hat. Durch die Baumwipfel säuselt der Feldbergwind, der herab von der höchsten Taunusgipfel in's tiefe Weitalt zieht; Waldläuzchen erheben ihre Stimme, wenn um Hattsteins Ruine der Abend herniederfällt und der Gesang der Vögel verstummt. Ist es möglich, daß an dieser Stelle einst lange Jahrzehnte hindurch ein mutiges und kühnes Rittergeschlecht mitten im Bergwald hauste? Und haben hier, vor diesen Mauern, wirklich die großen 69-Cm.-Mörser gestanden, von denen uns die alten Chroniken erzählen und die uns heute, in den Tagen der so berühmt gewordenen „42-Cm.-Geschütze“, daran erinnern, daß Ben Abilas Worte auch in diesem Falle wieder einmal Recht behalten.

Aber Hattsteins Entstehung und über die Zeit seines Bestehens ist uns nichts näheres bekannt. Während wir über so manche Taunusburgen genauen Bescheid wissen — Cronberg, Königstein, Eppstein, Reisenberg haben längst ihre Chroniken gefunden — weht um Hattstein noch immer geheimnisvolles Dunkel. Wir wissen nur, daß Hatto von Reisenberg im 13. Jahrhundert sich eine Burg, etwa 12 Kilometer nordwestlich von Reisenberg, im Wald erbaute, die Hattstein, Hattstein oder Hattsteinstein hieß und als solche in den vielen Raubritterstreichen vorkommt, von denen uns die mittelalterlichen Chroniken erzählen. Weniger, der sich auf diese Urkunden stützt, sagt, daß ein Herr von Reisenberg mit dem Vornamen Hatto im Anfang des 13. Jahrhunderts diese Burg erbaut habe. Im Jahre 1226 traten die Hattsteiner zum ersten Male hervor und starben 1767 aus. Wie die Burg aussah, wissen wir nicht, da weder die Grundmauern zu rekonstruieren sind, noch Abbildungen existieren. Vielleicht glich sie der Burg von Reisenberg, deren Reste noch heute stattlich genug sind. Reisenberg war ein Gauebsitz; eine ganze Reihe von Edelenten und adeligen Familien vereinigten sich hier, teilten sich in gemeinschaftlichen Besitz und

wenn in kriegerischen Zeiten Gefahr in Verzug war, zog man nach Reisenberg und ließ den Feind vor seinen starken Mauern sich die Köpfe blutig rennen.

Hatto von Reisenberg scheint nun ein Eigenbrödlerr gewesen zu sein; er wollte seine Burg für sich haben und ließ sich in Reisenbergs Nähe einsam im Walde nieder, aber hart an der großen Weilstraße, durch die im Mittelalter die Messleute und Kaufherren am Lahntal her gen Frankfurt zogen. . . .

Baren schon die Herren von Reisenberg gefürchtete Ritter vom Stegreif, so war es der Hattsteiner noch viel mehr; er überbot bald alle damaligen Stegreifritter an Mut und Wildheit und im 14. Jahrhundert waren Hatto und seine Nachfolger die Schrecken der taunidischen Bergwälder geworden. Zwar waren die Hattsteiner, wie alle aus dem Geschlecht der Reisenberger, tüchtige Kriegerleute und man traf sie als Landsknechtführer und Hauptleute in allen Ländern; aber sobald sie sich auf ihrer Burg „ausruhten“, oblagen sie aus „Zeitvertreib“ dem Stegreif. . . .

Hatto hatte es nicht nur auf die reisenden Kaufleute allein abgesehen; er ließ auch Viehherden von der Weide wegtreiben und sogar an die Stadt Frankfurt wagte er sich.

In Lessners Chronik finden wir über die Belagerung von Hattstein einen ausführlichen Bericht, der uns darlegt, welch' kühner und verwegener Gegner der Hattsteiner selbst einer starken Übermacht gegenüber war:

„Die Herren von Hattstein hatten die Benachbarten von ihrem Schloß Hattstein gelegen auf der Höhe bey Reisenberg mit Rauben und Blindern sehr bedrängt und die Straßen unsicher gemacht. Daher wurden sie 1374 durch den Erzbischof Cuno zu Trier, Pfalzgraf Ruprecht bei Rhein, Junker Philipp zu Falkenstein und den Städten Frankfurt, Weimar, Friedberg und Gelnhausen belagert, die dann Johann von Hattstein mit einer großen Menge Edlen gefangen und anhero nach Frankfurt geführt worden sind.“

Die Hattsteiner hatten nun in der Gefangenschaft Zeit, nachzudenken, wie sie ihr künftiges Verhalten einrichten wollten. In einem Briefe an den Rat von Frankfurt setzten sie auseinander, daß sie künftig Frieden halten wollten und der Stadt Schaden zu wahren und wider „sie nichts zu tun, jedoch sollte die Stadt Frankfurt jedem Hattsteinschen „Eckknecht“ alle Jahre, solange sie leben, zehn Goldgulden auf St. Martinstage und nicht weniger bezahlen.“

Die Ruhe währte aber nur kurze Zeit, denn 1390 „auf Palmtag“ überreichte Conrad von Hattstein folgende Aufforderung an die Stadt Frankfurt: „1. Frankfurt hat meines Vaters Hof zu Bruchköbel verbrannt und schäde ich den Schaden auf anderthalb hundert Gulden ungefähr. 2. hat der Stadt-Hauptmann mir einen Knecht beim Jagen gefangen, darüber ein Pferd verdorben, dessen Schaden ich auf sechsundzwanzig Gulden schäde.“

Der Magistrat der Stadt Frankfurt ließ sich auf Schadenersatz an die Hattsteiner nicht ein und so kam es wieder einmal zum Streit und zur Belagerung der Burg.

Die Hattsteiner hatten sich gut mit Waffen versehen: „Sie taten hinein zwanzig Handbüchsen, acht Darrest Büchsen, vier Vogelbüchsen, zwanzig Armbrüste, drei Tonnen Pulver, zehntausend Pfeile, zwei Zentner Blei und achzig Achtel Mess.“

Der Chronist erzählt dann ausführlich, wie die Belagerung vor sich ging (1393). Aber schließlich, nach achttägiger Belagerung, „mußten“ die Belagerer mit Schimpf wieder abziehen. Die Hattsteiner waren eben in der Kriegskunst voran, bedienten sich der „neuen Büchsen“ (Kanonen), die anscheinend dem Riesenmörser der Frankfurter überlegen waren.

Unglücklicher freilich verlief die 1432 von Mainz unternommene Belagerung. Vogel sagt, daß die Burg erobert, den Hattsteinern weggenommen und von den Siegern so geteilt wurde, daß Mainz einen, Frankfurt und Jfenburg ebenfalls einen Teil und die übrigen den Rest erhielten. Um die Kosten der Verwaltung zu sparen, wollte Mainz die Burg schleifen lassen oder doch wenigstens seinen Amtmann mehr darauf halten. Es geschah aber nicht, sondern die Reisenberger eroberten sie 1467 und die Hattsteiner wurden wieder die Burgherren. Fast hundert Jahre (bis 1576) blieb sie in Hattsteinschem Besitz, wenigstens haben wir darüber urkundliche Belege. Wann sie dann nicht mehr bewohnt wurde und zerfiel, ist nicht bekannt. Daß so wenig mehr von der sicherlich stattlichen Burg vorhanden ist, mag wohl daran liegen, daß die Bauern der umliegenden Dörfer die Burg später als Steinbruch benutzten. Daß die Mauern dem Angriff eines Riesenmörserers trogen konnten, beweist ihre gewaltige Stärke.

In der Limburger Chronik heißt es über eine der erfolglosen Belagerungen Hattsteins im Jahre 1393:

„Unde hatten die stede groÙe bossen, der schoß eine sieben oder achte zentener swere. Unde da gingen die groÙen bossen an, der man numme gesehen anhatte uf ertrich von solicher groÙe und von swerde.“

Eilemann Elhen von Wolsfhausen, der die Limburger Chronik geschrieben hatte, betont hier besonders die groÙe und schwere Artillerie, mit der hier die Belagerer von Hattstein, die Städte Frankfurt und Mainz — der Erzbischof als wehrhafter Kirchenfürst war auch dabei — zu Werke gegangen waren. Daß trotzdem die Erfolge der Belagerung nur geringe waren, ist verwunderlich genug und läßt darauf schließen, wie stark die Mauern der Burg Hattstein waren. Dieselben Geschütze waren es denn, die etwa sechs Jahre später (1399) die Feste Taunenberg an der Bergstraße, die Eigentum der Cronberger Ritter war, zusammenschossen. Den Hauptanteil soll der Riesenmörser der Stadt Frankfurt mit einem Kaliber von 69 Cm. gehabt haben. Wer diesen Mörser konstruiert hatte, ist nicht bekannt; da aber die damaligen GlockengieÙer auch GeschüÙgieÙer waren, so dürften wohl die beiden Frankfurter BüchschüÙen und GlockengieÙer Henne Beder und Heinz Dudenhofen die Konstrukteure der Hattsteiner Riesenmörser gewesen sein.

M. H.



Die Kriegsfurie in Nied.

Ein altes Sprichwort sagt: „Wer an die Straße baut, hat viele Kritiker“. Aber noch anderes und schlimmeres hat schon manches Dörflein erfahren müssen, das an die Straße, d. h. an die groÙe Landstraße erbaut wurde. Wenige dürften jedoch mit den Leiden und Lasten, welche die Lage an der Verkehrsstraße mit sich bringen, so überhäuft worden sein, als das Dorf Nied bei Höchst. Schon die Römer hatten sich bei ihren Eroberungszügen lange Zeit an der Stelle des heutigen Dorfes Nied festgesetzt, was jetzt täglich durch die römischen Funde bekräftigt wird.

Schlimmer ward es jedoch während des dreißigjährigen Krieges. Am 7. Juni 1622 wurde das Dorf Nied von den Braunschweigern zunächst ausgeplündert und am folgenden Tage in Brand gesteckt; nur die Kirche und das Pfarrhaus blieben stehen. Die Einwohner flüchteten in die Nachbarorte und siedelten sich erst allmählich wieder in Nied an. Nach der Nördlinger Schlacht am 6. September 1634 zogen die Trümmer des schwedischen Heeres in die Umgegend von Frankfurt, wodurch Nied wieder jahrelang furchtbar zu leiden hatte. Die entarteten Soldaten rissen die Häuser ab und schleppten das Holz fort in ihre Lager zum Verbrennen.

Während des spanischen Erbfolgekrieges waren Lieferungen und Einquartierungen an durchziehende oder in der Umgebung stehende Truppen unaufhörlich, besonders im Jahre 1704 an die Dänen und Engländer, im Jahre 1706 an die Hessen und 1707 an die Franzosen. Im Jahre 1710 wurde Nied belästigt durch die Kaiserlichen und 1712 von den Holsteinern und Kaiserlichen.

Nach einer längeren Pause, in der sich Nied wieder erholen konnte, folgten dann im Jahre 1792 Kriegszeitungen von zwanzigjähriger Dauer, welche der Einwohnerschaft den Ruin brachten. Aber die Kriegskosten mußten die Gemeinden um diese Zeit schon in geordneter Weise Rechnung ablegen, welche erhalten sind und uns ein Bild von dieser harten Zeit geben. Aus der gemeinsamen Rechnung von 1792/93 ersehen wir, wie die Gemeindefasse an den Einwohner Johann Tempel und 9 Consorten 60 fl. zahlen mußte, weil sie fünf Nächte mit 4 Pferden und 8 Paar Ochsen im Dienste der kriegführenden Truppen auswärts zugebracht hatten, ferner dem Wilhelm Wagner und 3 Consorten für 1 Nacht 4 fl., dem Johann Heister und Johann Menker für 2 Paar Ochsen eine Nacht 2 fl. An Fourage erhielten die französischen Truppen im Jahre 1792: für 293 fl. Hafer, das Malter zu 4 fl.; für 88 fl. Heu, den Zentner zu 2 fl.; für 26 fl. 8 Kr. Stroh, für 262 fl. 30 Kr. Vieh zum Schlachten. Die Franzosen hatten dem Johann Menker und dem Philipp Kofz je zwei Ochsen gewaltsam weggenommen, wofür die Gemeindefasse die Eigentümer entschädigte. Die französischen Tor- und Feldwachen beanspruchten für 62 fl. 34 Kr. Holz, das teils im Walde gefällt und zum anderen Teil gekauft werden mußte. An die kombinierten Truppen wurden in diesem Jahre für 124 fl. Hafer, für 76 fl. Heu, für 100 fl. 31 Kr. Stroh auf Gemeindefasten abgegeben und die preußischen Truppen erhielten 490 Pfund Fleisch à 9 Kr., 1960 Pfund Brot à 1 Kr. An die Gastwirte Tempel und Will zahlte die Gemeinde 87 fl. 32 Kr. für Verpflegung der Truppen. Die preußische Feld- und Torwache bekam für 234 fl. Scheitholz und für 32 fl. 30 Kr. anderes Holz. An 51 für die Wachen der kombinierten Truppen zahlte die Gemeinde Nied 30 fl. 12 Kr. Ein groÙer Teil der männlichen

Bewohner mußte nach Kastel zu den Schanzarbeiten einrücken; sie erhielten aus der Gemeindefasse das Handwerkzeug angeschafft, mußten es aber in Kastel zurücklassen. Weitere Rechnungen über Zehrungskosten von 27 fl. 44 Kr. der kombinierten Truppen, von 50 fl. 12 Kr. der Preußen (braunen Husaren), 6 fl. 52 Kr. für Fütterung der französischen Pferde, 24 fl. 40 Kr. für Verpflegung preußischer Truppen und kleinere für Lieferung von Laternen, Pulver, Ampeln, Äxten füllen den Rechnungsband an. Damit die Familien nicht zu Grunde gingen, wurde bei verjamelter Gemeinde einstimmig beschloÙen, daß bei auswärtigen Schanzarbeiten den Schanzern pro Tag je 10 Kreuzer aus der Gemeindefasse gezahlt werden sollten. Infolgedessen erhielten 10 Mann, die 14 Tage zur Festungsarbeit nach Kastel mußten, 23 fl. 30 Kr., 12 Mann für 11 Tage Schanzarbeit zu Kastel 28 fl., 10 Mann für solche Arbeit zu Höchst an 6 Tagen 6 fl. und 38 Mann für Schanzarbeit zu Hochheim 12 fl. 40 Kr. Die Rechnung von 1792/93 schließt mit einem Kriegskostenaufwand für Nied von 1679 fl.

Im Jahre 1794 mußte die Gemeinde Nied Fuhrren stellen, die Lebensmittel und Fourage nach dem Magazin in Birges brachten; andere Fuhrren mußten Sachen in Winkel (Langenwinkel) abholen und nach Höchst bringen, oder von Nied nach Kastel und Wiesbaden fahren. An die kombinierten Truppen wurden in diesem Jahre einmal für 227 fl. Hafer und für 74 fl. Stroh geliefert und an die preußischen, kurländischen und königl. Kaiserlichen Truppen für 435 fl. Holz. Ein anderes Mal bekamen diese Truppen für 306 fl. 51 Kr. Lebensmittel und dergleichen aus der Gemeindefasse. In diesem Jahre wurde von der Gemeinde beschloÙen, für die auswärtigen Schanzarbeiten 20 Kreuzer pro Mann und Tag aus der Gemeindefasse zu zahlen. Es waren in 1794 zweimal 12 Mann je zwei Tage und einmal 12 Mann an drei Tagen zur Schanzarbeit nach Mainz beordert. Aus den kleineren Rechnungen von 1794 sei erwähnt 6 fl. für ein Schilderhaus, 3 fl. 36 Kr. für Bretter an die Notbrücke. Einmal sollte die Gemeinde Nied drei preußische Soldaten nach Sindlingen fahren lassen; sie gab einem gerade vorbeifahrenden Fuhrwerk 24 Kreuzer, das dafür die Soldaten mitnahm; vier franke Preußen, welche nach Mainz geschafft werden sollten, wurden für 1 fl. 4 Kr. von einem Marktschiff mitgenommen. Dem Gerichtsdiener mußte die Gemeinde ein Paar neue Schuhe für 3 fl. kaufen, wegen der vielen Gänge bei den Kriegsunruhen. Das Jahr 1794 verursachte 740 fl. 19 Kr. Kriegskosten, wovon der Gemeinde von dem preußischen Kriegskommissariat 157 fl. 1 Kr. zurückerstattet wurden.

Das Jahr 1795 brachte der Gemeinde Nied am 11. Oktober ein Gefecht zwischen den Franzosen und Österreichern, wobei der Ort ganz ausgeplündert und drei Häuser, sowie zwei Scheunen abgebrannt wurden. In diesem Jahre wurden aus der Gemeindefasse in Nied 2881 fl. 19 Kr. für Kriegskosten gezahlt.

Im Jahre 1797 werden an Kriegskosten erwähnt: 32 fl. Fuhrkosten, um die Franzosen von Höchst nach Wehrheim zu fahren, 11 fl. für Vorspann bei diesem Transport, 69 fl. 20 Kr. für Beforgung einer Fuhr aus dem königl. Kaiserl. Magazin zu Mainz bis nach Limburg und noch eine gleiche, welche 96 fl. kostete; für eine Fuhr der Kaiserlichen von Frankfurt nach Limburg zahlte die Gemeinde Nied dem Fuhrmann 8 fl., für eine weitere von Mainz nach Limburg 18 fl., für eine Truppenfuhr von Mainz nach Weisenheim 90 fl. Die Fuhrren wurden von Nieder Bürgern besorgt, die aber aus der Gemeindefasse daselbst bezahlt werden mußten, da die Gemeinde zu der Leistung befohlen ward. Die verschiedenen durchziehenden Truppen erhielten in 1797 von Nied für 136 fl. 42 Kr. Hafer, für 95 fl. 24 Kr. Heu, für 46 fl. 26 Kr. Stroh. Den Franzosen wurde eine Kuh für 101 fl. 45 Kr., ein Rind für 55 fl., eine Kuh für 115 fl. 30 Kr. gekauft; ferner holten sie sich beim Metzger auf Kosten der Gemeinde noch für 100 fl. 20 Kr. Fleisch, beim Bäcker Brot und Mehl. Ein Gastwirt reichte eine Rechnung von 46 fl. 30 Kr. für Wein, Bier und Brantwein ein, ein anderer von 25 fl. 41 Kr., ein dritter Wirt forderte 200 fl. 22 Kr. und ein vierter 60 fl. 24 Kr. Für ein beim Transport verunglücktes Pferd mußte die Gemeinde Nied 24 fl. 45 Kr. bezahlen. Die ganzen Ausgaben für den Krieg betrugen für Nied in 1797 1612 fl. 55 Kr. Das Jahr 1798 brachte nur kleinere Lieferungen an Fourage und Getränke für die Franzosen, aber 1799 zahlte die Gemeindefasse wieder 1374 fl. 36 Kr. aus Anlaß des Krieges. U. a. wurde den Franzosen für 248 fl. 35 Kr. Hafer, für 282 fl. 38 Kr. Heu, für 90 fl. 10 Kr. Stroh geliefert; ferner für 342 fl. 49 Kr. Speisen und Getränke, für 58 fl. 24 Kr. Holz. Einem Nieder Bürger war bei dem Militärtransport ein Wagen abhanden gekommen, wofür ihm die Gemeindefasse 60 fl. zahlte, einem anderen ging ein Pferd verlustig, wofür die Gemeinde 33 fl. zahlen mußte. Für Diele und Gehölz an die Schiffbrücke zahlte die Gemeindefasse 96 fl. 40 Kr. Ein französischer Offizier erhielt 7 fl. 3 Kr. als Geschenk, damit er gute Mannszucht halte. Es wird wohl schlecht bestellt gewesen sein mit der Mannszucht, wenn die so

ausgejogene Gemeinde auch noch Geschenke machte. Für die Ablösung einer Wache bei Wehrheim zahlte die Gemeinde Nied 99 fl.

Das Jahr 1800 brachte ebenfalls größere Ausgaben. Es mußten Vorspanne gestellt werden bis Landau. Die Franzosen erhielten für 261 fl. 15 Kr. Hafer, für 197 fl. 40 Kr. Heu, für 110 fl. 21 Kr. Stroh, einen fetten Ochsen für 57 fl., anderes Fleisch für 33 fl. 36 Kr., für 52 fl. 15 Kr. Brot, für 146 fl. 24 Kr. Krämerwaren, Butter, Tauben, Gänse, Enten, Hühner, Eier und dergleichen Federbissen, für 140 fl. 35 Kr. Getränke (Wein, Bier und Brantwein), für 22 fl. 24 Kr. Sade. Außerdem mußte die Gemeinde Nied von dem Postmeister Klees in Frankfurt drei Pferde zum Preise von 627 fl. kaufen und den Franzosen liefern als Ersatz für die ihnen angeblich in Nied gestohlenen Pferde. Die arme Gemeinde war sogar genötigt, sich einen Dolmetscher für 2 fl. zu beschaffen, der mit dem Bürgermeister zum französischen General ging, um die Angelegenheit zu ordnen, sonst wäre noch Schlimmeres über Nied verhängt worden. Einmal mußte die Gemeinde 25 fl. 15 Kr. für Verpflegung kranker Franzosen zahlen, ein anderesmal zur Unterhaltung des französisch-holländischen Lazarets beitragen. Für eine Fruchtrequisition nach Seligenstadt zahlte Nied 15 fl. 59 Kr. und für eine Viehrequisition dahin 25 fl. 15 Kr. Aus dem Gemeindegeld mußte unentgeltlich Holz abgegeben werden an die französische Generalsküche und an die französische Schiffbrücke. Die Gemeindegeldschulden aus Anlaß des Krieges waren bis zum Jahre 1800 bereits auf 10 043 fl. 37 Kr. gestiegen bei einer Einwohnerzahl von 249 Köpfen.

Im Jahre 1801 mußte ein neues Kapital von 1089 Gulden für Kriegsausgaben aufgenommen werden. Es wurden unter anderem den Franzosen für 170 fl. 8 Kr. Hafer, für 119 fl. Heu, für 126 fl. 50 Kr. Stroh geliefert. Ferner erhielten sie ein Paar Stiere im Werte von 71 fl. 30 Kr., für 200 fl. Getränke. Für die französisch-holländische Schuh-Requisition zahlte die Gemeinde 25 fl., an Schanzlosten 12 fl. 45 Kr., „wegen der Geißeln“ 27 fl. 32 Kr., an Hospitallosten 12 fl. 15 Kr. Ein Hofrat Groß erhielt 10 fl. für die Übersetzung der französischen Rechnungen.

Es folgen jetzt zwar einige ruhige Jahre, aber die Not der ausgejogenen Gemeinde war so groß, daß sie nicht einmal die Zinsen der geliehenen Kapitalien zahlen konnte. Das Jahr 1806 brachte neue Lasten, denn in den Monaten Januar, Februar, März, April, Mai, Juni, August bis Oktober hatte Nied Einquartierungen. In diesem Jahre waren die Preise folgendermaßen: für ein Essen, bestehend aus Suppe, Gemüse und Beilage 48 Kr., für eine Flasche Wein 30 Kr., für ein Frühstück 8 Kr., für eine Maß Bier 7 Kr., ein Schoppen Brantwein kostete 12 Kr. Ein gewöhnliches Mittagessen für Offiziere kostete 30 bis 40 Kreuzer. Die Franzosen lebten nicht schlecht auf Kosten der Gemeindefasse. Aus einer Rechnung des Wirtes sei hier erwähnt: „18. Februar einem Jägeroffizier nebst 2 anderen Offizieren gegeben Käse, Butter und Weißbrot = 24 Kr., ferner 3 Flaschen Wein à 30 Kr., das Mittagessen à 30 Kr., des Mittags Kaffee und Brantwein = 20 Kr., Abendessen mit zweierlei Fleisch à 30 Kr., 1 Flasche Wein zu 30 Kr. Dann trank der Jägeroffizier mit dem Sergeanten noch für 30 Kr. Bier und Brantwein. Der Morgenkaffee mit Brantwein kostete 20 Kr. Derselbe Jägeroffizier trank eines Morgens mit einem Griesheimer Offizier 4 Flaschen Wein zum Frühstück. Er hatte häufig Besuch von auswärtig und ließ denselben auf Gemeindegeldern gut bewirten. Am 3. März besuchte ihn ein Offizier mit mehreren Gemeinen, welche Hasen brachten, die am selben Abend verzehrt wurden, wobei sie 13 Flaschen Wein tranken. Einmal kam ein Leutnant von Sossenheim zu dem Jägeroffizier, sie tranken zunächst drei Flaschen Wein, dann gab es ein Nachtessen mit Suppe, Gemüse und dreierlei Fleisch, wobei noch eine Flasche Wein und später ein Schoppen Brantwein getrunken wurden. Manchmal ließ der Jägeroffizier sich auch dreierlei Fleisch nebst Bratwurst zum Mittagessen geben, welches dann 1 fl. 18 Kr. kostete. Er war gerade einen Monat in Nied und am letzten Tage lautete seine Zehrung noch folgendermaßen: Morgenkaffee 20 Kr. vorm Mittagessen 2 Glas Brantwein 8 Kr., Mittagessen 1 fl. 18 Kr., nach Tisch Kaffee 16 Kr., danach eine Flasche Wein 30 Kr., dann kamen 4 Offiziere zu Besuch, welche 8 Flaschen Wein tranken = 4 fl.; sie bekamen Schinken mit Weißbrot zu 56 Kr., Nachtessen und 1 Flasche Wein 1 fl. 30 Kr. Dann trank der Jägeroffizier mit dem Sergeanten noch einen Schoppen Brantwein. Alles ging auf Rechnung der Gemeinde Nied.

Für die Mannschaft stellte sich die Verpflegung auf: Morgens Käse, Butter und Brot 5 Kr., 1 Glas Brantwein 3 Kr. (sie bekamen keinen Kaffee, welcher damals noch das Getränk der Vornehmen war), Mittagessen, bestehend aus Suppe, Gemüse und Fleisch 12 Kr., $\frac{1}{2}$ Maß Bier 3 Kr., Abendessen (Suppe, Gemüse und Fleisch) nebst Quartier 16 Kr. Ein Frühstück, bestehend aus Käse und Brot, kostete 4 Kreuzer.

Ein Offizier war mit Frau in Nied einquartiert; sie erhielten eines Tages, am 22. September 1806, Besuch von einem Kapitän nebst Frau und Tochter, welche mit zu Mittag speisten. Der Gastwirt rechnete der Gemeinde hierfür an: 4 Pfund Rindfleisch zu 52 Kr., Gemüse 12 Kr., 1 Pfund Bratwurst 18 Kr., 2 Pfund Kalbfleisch fürs Beieffen 24 Kr., 4 Stück junge Tauben 48 Kr., Salat 6 Kr., Eier und Butter für die Tauben zu füllen 20 Kr., Weißbrot 16 Kr., Butter ins Beieffen 8 Kr., Wein dazu 8 Kr., Käse und Butter auf den Tisch 16 Kr., Kaffee ohne Zucker 30 Kr., $\frac{1}{2}$ Maß süßen Rahm 8 Kr., 1 Pfund Zucker 36 Kr., Apfel und Nüsse 10 Kr. Nach Tisch kamen noch zwei Offiziere und es wurden 7 Flaschen Wein getrunken zu je 30 Kr. Der Gastwirt schreibt an einer anderen Stelle: Am 27. September bekam ich einen Huiaren, der sich zwei Flaschen Wein mit Gewalt nahm, am 29. September kamen zwei Huiaren, die eine Fuhrer verlangten und 3 Flaschen Wein tranken, am 8. Oktober verlangten zwei andere Soldaten ein Pferd für ihren Offizier. Zahlreich waren die Verabreichungen von Speisen und Getränken an die Franzosen, die ins Spital nach Mainz oder Frankfurt wanderten. Ein anderer Wirt verzeichnet Ausgaben für eine Exekution wegen der verdächtigen Weibsknecht, welche die Franzosen mit Gewalt in ein Nachbarhaus gezogen hatten und sich nun dort aufhielten. Die Exekution blieb 8 Tage und erhielt auf Gemeindegeldern täglich 24 Kr. an Geld, 3 Flaschen Wein und ein feines Essen. Einmal mußte die Gemeinde den Franzosen einen Ochsen für 10 $\frac{1}{2}$ Karolin kaufen, ein anderesmal Fische, das Pfund zu 4 Kr. Als in der Nieder Gemarkung den Franzosen ein Rad am Wagen zerbrach, holten sie sich kurzerhand ein solches von dem besten Wagen, den sie im Dorfe fanden, wofür dann die Gemeinde Ersatz leisten mußte und zwar kostete die Wagenerarbeit 4 fl., 71 Pfund Leisten zu 7 $\frac{1}{2}$ Kr. das Pfund = 8 fl. 52 Kr. und die Schmiedearbeit 3 fl. Für die Verpflegung der französischen Garnison auf der Festung Königstein zahlte Nied im Jahre 1806 150 fl. 30 Kr., zur Oberamts-Kriegskasse 144 fl. 25 Kr., für Fourage 54 fl. 20 Kr., wegen gemeinschaftlicher Konkurrenz zu Kosten anderer Gemeinden 551 fl. 46 Kr.

Das Jahr 1807 brachte weniger neue Kriegsausgaben, es mußten aber 578 fl. 48 Kr. Kriegskosten nachgezahlt werden.

Im Jahre 1808 werden wieder verrechnet 126 fl. 9 Kr. Beitrag zur Kriegskostenentilgungskasse, ein Beitrag für Unterhaltung der französischen Truppen auf der Festung Königstein, eine Haferlieferung an die Franzosen von 296 fl. 40 Kr., eine solche von Heu über 205 fl. 18 Kr., Stroh 118 fl. 42 Kr. Ein Wirt erhielt für Verpflegung der französischen Soldaten 251 fl. 59 Kr., ein Landwirt 115 fl. 30 Kr. für einen von den Franzosen weggenommenen Ochsen. Aus dem Jahre 1809 liegen keine Aufzeichnungen vor. Dagegen wurden in 1810 wieder 210 fl. 15 Kr. zur Oberamtskriegskasse, 184 fl. 54 Kr. zur Kriegsschuldentilgungskasse gezahlt. Einmal mußte die Gemeinde 800 Franzosen durch die Schiffer über die Ridda fahren lassen, da die Brücke beschädigt war, und ferner 119 fl. 47 Kr. für Fourage.

Wie traurig die Zustände auch beim Militär gewesen sein müssen, geht aus der Rechnung vom Jahre 1810 hervor, wo es unter dem Titel „Almosen“ unter anderem heißt: Einem armen Soldaten mit Frau und Kind 6 Kr. geschenkt, einem armen Soldaten 4 Kr., einem armen Soldaten nebst Frau und zwei Kindern 12 Kr., einer armen kaiserlichen Soldatenfrau nebst drei Kindern 6 Kr., einem armen Soldaten 4 Kr. und so weiter.

Recht schlimm wurde noch das letzte Kriegsjahr der Franzosen auf deutschem Boden, das Jahr 1813. In der Zeit vom 19. Oktober bis 1. November lagen französische Huiaren und Dragoner in Nied, welche für 700 fl. Heu, für 340 fl. 47 Kr. Brantwein, Öl und Lichter, für 99 fl. 44 Kr. Brot und Mehl aus der Gemeindefasse erhielten. Ferner nahmen sie eine Kuh für 50 fl., ein Kind und ein Schwein für 63 fl., für 50 fl. 24 Kr. Brot. Ein Wirt schreibt, daß acht französische Kanoniere am 26. Oktober abends 10 Maß Apfelwein zu 2 fl. und zwei Flaschen Brantwein tranken. Es mußten auch Lieferungen an österreichische und russische Truppen gemacht werden.

Vom 28. bis 30. Oktober passierten die Kadres und Trains der französischen Armee Nied und zerstörten die Brücke über die Ridda, und am 31. Oktober folgten etwa 40 000 Soldaten aller Waffengattungen, die nun wieder auf die Wiederherstellung der Brücke in Nied warten mußten. Die Einwohner von Nied verloren dabei fast alles und was nicht weggeschleppt wurde, verfiel dem mutwilligen Ruin. Nachmittags kam ein Kurier in Nied an und zeigte einen von Napoleon geschriebenen Befehl, daß die Brücke in einigen Stunden bei Todesstrafe herzustellen sei, da die Avantgarde bald eintreffe. Ein Augenzeuge schrieb in eine alte Bibel: „Am 1. November sein wir von den Franzosen ganz ausgeplündert worden, ganz Nied, der Hausrat, Vieh und alles ist verbrannt und verloren gegangen.“ Bis zum 3. November hielten sich die Franzosen um Nied auf. J. Benner.